

Mike Rottmann

„Über den Erdball getrieben ..., hellhöriger als andere.“

Über die Geschichte eines
berühmten Buchs,
Günther Anders' Kritik und Karl
Löwith als Briefschreiber¹

I

Die Anfänge der von Karl Löwith im japanischen Exil 1939 vollendeten und unter dem ebenso schlichten wie eleganten Titel *Von Hegel zu Nietzsche* im Züricher Europa-Verlag 1941 publizierten Studien fallen entstellungsgeschichtlich in jene Zeit, die dem Zivilisationsbruch der Deutschen und ihrer Verbündeten unmittelbar vorausgeht. Wer ganz unbefangen und noch ungeachtet der von Günther Anders in seiner Kritik berührten politisch-philosophischen Problemlagen zunächst nur die Textgeschichte dieses bald berühmt gewordenen Buches in den Blick nehmen will, findet bereits in einer Selbstauskunft seines Autors Anhaltspunkte für diese Feststellung. An scheinbar abseitiger Stelle, im Schriftennachweis nämlich, formuliert Löwith eine Erklärung für das ihm nur eingeschränkt zur Verfügung stehende, tatsächlich durch eine Fülle von Zitaten höchst eindrucksvoll präsentierte philosophische ‚Material‘, wobei er historische Zäsur, eigenes Schicksal und die ungebrochene Absicht zur Kontinuität in der philosophischen Arbeit gleichsam *en passant* ‚miterzählt‘ und zueinander in Beziehung setzt: „Der Plan, eine philosophische Geschichte des 19. Jahrhunderts nach systematischen Gesichtspunkten zu schreiben, geht bis auf die Habilitation des Verfassers zurück. ... Die Geschehnisse der Zeit, die den Verfasser auswandern ließen, machten eine vollständige Kenntnisnahme der einschlägigen Literatur unmöglich ..., und so mußte sich der Verfasser in der Hauptsache auf diejenigen Werke und Zeitschriften der [18]40er Jahre beschränken, die er bereits während seiner Marburger Dozentur gesammelt und exzerpiert hatte.“²

1 Das Zitat im Titel stammt aus einem Telegramm Karl Jaspers' anlässlich Löwiths 60. Geburtstag am 9. Januar 1957. In: Karl Jaspers Korrespondenzen. Philosophie. Hrsg. v. Dominic Kaegi; Reiner Wiehl. Göttingen 2016, S. 527 f.

2 Karl Löwith: *Von Hegel zu Nietzsche*. Zürich; New York 1941, S. 531. – Löwiths Buch erschien 1950, um den

Untertitel *Der revolutionäre Bruch im Denken des 19. Jahrhunderts* erweitert, in 2. Auflage und damit zugleich in der – von marginalen Eingriffen abgesehen – endgültigen Fassung, die allen späteren Auflagen (9. Auflage 1986, Studienausgabe 1995, jeweils im Felix Meiner Verlag, Hamburg) zugrunde gelegen hat. Für die relevanten Unterschiede zwischen 1. und 2. Auflage siehe den von Bernd Lutz

Ist man einmal darauf aufmerksam geworden, dass Löwith Wert darauf legt, Aspekte zur *Geschichte seines Buches* mitzuteilen, so rücken weitere Beobachtungen ins nunmehr geschulte Bewusstsein – es sind Wahrnehmungen, die, obschon ‚irgendwie‘ immer im Ansatz vorhanden, als zu wenig belangvoll doch nicht zum Verständnis für das ‚Eigentliche‘ des Textes herangezogen worden sind. Seinen in zwei annähernd gleich große Teile gegliederten Haupttext hat Löwith durch drei Paratexte gerahmt: auf die Titelei folgt zunächst der Widmungstext „Edmund Husserl zum Gedächtnis“, sodann ein Vorwort, gezeichnet mit „Sendai (Japan), im Frühjahr 1939“. Beiden Texten, von der im engeren Sinn ‚sachlichen‘ Einleitung zu Beginn des I. Teils entschieden getrennt, eignen besondere, von der Konventionalität dieser Gattungen unberührte Bedeutungen. Im Widmungstext für den 1938 verstorbenen Edmund Husserl fallen biographische Reminiszenz und philosophische Reflexion zusammen; durch das auf diese Weise produzierte Panorama beschwört Löwith den Geist der Freiburger Jahre: „Während der Arbeit an diesem Buch erhielt ich die Nachricht vom Tode Husserls in Freiburg. In dieser freundlichen Stadt ... habe ich, aus dem Kriege zurückgekehrt, im Kreise einer aufgeschlossenen Jugend, die sich noch selbst ihren Weg suchte, mein Studium bei Husserl und Heidegger begonnen. Frage ich mich heute, nach zwanzig Jahren, was ich von Husserl gelernt habe, so würde die Antwort ihn kaum befriedigen. Seine Lehre von der ‚Reduktion‘ auf das reine Bewußtsein hatte alsbald an Interesse verloren, während die erregenden Fragen, zu denen der Jüngere antrieb, uns immer mehr in den Bann zogen.“ Zugunsten Husserls, des „große[n] Erforscher[s] des Kleinsten“ und „Gewissenhafte[n] des Geistes“³, schreibt Löwith dann aber: „Er war es, der uns durch die Meisterschaft der methodischen Analyse, die nüchterne Klarheit des Vortrags und die humane Strenge der wissenschaftlichen Schulung in einer Zeit der Auflösung aller inneren und äußeren Bestände fest stehen lehrte, indem er uns zwang, alle großen Worte zu meiden, jeden Begriff an der Anschauung der Phänomene zu prüfen ...“ Und er schließt so: „Die Freiburger Universität hat Husserls Tod ignoriert und der Nachfolger auf Husserls Lehrstuhl hat seine ‚Verehrung oder Freundschaft‘ dadurch bezeugt, daß er kein Wort verschwendet oder gewagt hat.“⁴

Diese Erinnerung an die Freiburger Schule und das persönlich Bedeutsame steht ‚vor‘ der philosophischen Erörterung des „eigentliche[n] Geschehen[s] der Geschichte des deutschen Geistes“ und gehört doch dazu; dass das Buch geschrieben werden konnte und so geschrieben worden ist, wie es dem Leser also vorliegt, ist untrennbar mit

zusammengestellten Kommentar in: Karl Löwith: *Sämtliche Schriften*. Bd. 4: Von Hegel zu Nietzsche. Stuttgart 1988, S. 538 – 558.

3 „Ich bin der *Gewissenhafte des Geistes*, antwortete der Gefragte, und in Dingen des Geistes nimmt es nicht leicht Einer strenger, enger und härter als ich, ausgenommen der, von dem ich's lernte, Zarathustra selber.

Lieber Nichts wissen, als Vieles halb wissen! Lieber ein Narr sein auf eigne Faust, als ein Weiser nach fremdem Gutdünken!“ (Friedrich Nietzsche: *Also sprach Zarathustra IV. Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*. Bd. 4. Hrsg. v. Giorgio Colli; Mazzino Montinari. München u. a. 1988, S. 311.)

4 Löwith: *Von Hegel zu Nietzsche* (wie Anm. 2), S. 5.

„dieser freundlichen Stadt“ Freiburg als Studienort für den Weltkriegsveteran und dem „Gewissenhafte[n] des Geistes“ Edmund Husserl verbunden. In seinem Vorwort, das auf gleiche Weise vor dem Hauptgeschehen und doch innerhalb des Buches steht, liefert Löwith weitere Gründe, die die Entstehung und Ausformung seines Buches verstehen lassen. Er schreibt: „In Wahrheit hat aber Hegels Werk durch seine Schüler eine kaum zu überschätzende Wirkung auf das geistige und politische Leben gehabt, während sich die zahllosen Einflüsse, die seit 1890 von Nietzsche ausgingen, erst jetzt zu einer deutschen Ideologie verdichten. Den Hegelingen der vierziger Jahre entsprechen die Nietzschele von heute.“⁵ Demgegenüber wolle er selbst weder einer „akademischen Versteifung auf Hegels System“ Vorschub leisten, noch zur „populären Verbiegung von Nietzsches Schriften“ beitragen. Diskussionswürdig und als Reaktion auf die unmittelbare Gegenwart unüberlesbar ist indes nicht nur dieser, sondern auch der darauf folgende Abschnitt: Diese Studien möchten „die Epoche von Hegel bis Nietzsche wahrhaft vergegenwärtigen und also die philosophische Geschichte des 19. Jahrhunderts im Horizonte der Gegenwart ‚umschreiben‘. Die Geschichte umschreiben besagt aber nicht die unwiderrufliche Macht des einmal für immer Geschehenen auf Kosten der Wahrheit zum Nutzen des Lebens zu verfälschen, sondern der lebensgeschichtlichen Tatsache gerecht zu werden, daß man den Baum an seinen Früchten und im Sohne den Vater erkennt. Erst das 20. Jahrhundert hat das eigentliche Geschehen des 19. deutlich und deutbar gemacht.“⁶

In seinem „Nachwort“ als dem dritten Paratext nimmt Löwith ein weiteres Mal Anlauf, um auseinanderzusetzen, welche Bedeutung diesem Buch zukommt und von welchen Gefahren es handelt: „Eine Rechtfertigung im moralischen Sinn ist ein solches [historisches] Verständnis dennoch so wenig, daß es vielmehr die Wurzel des Übels der Gegenwart in der Vergangenheit aufsucht und dieser kritisch gerecht wird.“⁷

Es mag dem kritischen Leser die Frage überantwortet werden, ob Löwith hier und an anderen Stellen seines Buchs nicht doch Stellung nimmt und Antworten gibt auf Fragen, die er aus der Sicht Günther Anders' schuldig geblieben ist. Mit Anders lässt sich allerdings die Schwierigkeit des allerletzten Absatzes noch einmal betonen – da heißt es: „Doch gibt es kein Zurück in der Zeit, weder zu Goethe noch zu sonstwem. Die Zeit als solche ist dem Fortschritt verfallen und nur in den Augenblicken, in denen die Ewigkeit als die Wahrheit des Seins erscheint, erweist sich das zeitliche Schema des Fortschritts wie des Verfalls als historischer Schein.“⁸

Die Aussagekraft dieser kleinen Texte ist damit nur angerissen. Immerhin mögen diese Notizen dazu anhalten, Widmungstext, Vorwort und Nachwort nicht zu überlesen. Löwith hat sein ‚Buch‘, soviel immerhin scheint klar, wohlüberlegt nach Europa zurückgeschickt. Bedenkt man die widrigen Umstände, unter denen das Buch geschrieben

5 Ebd. S. 7.

7 Ebd. S. 530.

6 Ebd.

8 Ebd.

worden ist, so erwies sich die – freilich nicht mehr umfassend freie – Wahl des Verlags als ein wesentlicher unter, wie man zeigen könnte, mehreren günstigen Umständen. Emil Oprecht, Löwiths Verleger, war „einer der grossen Gegenspieler Hitlers“ und, wie der Schriftsteller Curt Riess außerdem erinnert hat, „der härteste Kämpfer, den ich je gekannt habe“: „Oprecht kämpfte gegen Hitler. Wie kämpft ein Verleger gegen einen Politiker oder gar gegen ein Staatsoberhaupt, gegen einen Mann, der sich geschworen hat, die Welt zu erobern? Indem er Bücher, die gegen ihn geschrieben werden, verlegt. Indem er Männer, die gegen ihn arbeiten, unterstützt.“⁹

Löwiths Verlagswahl war nicht beliebig; sie war, vielmehr, ein Zeichen: gute Bücher und geneigte Leser finden zueinander. Diejenigen, an die sich das Buch richtete, fanden es alsbald heraus. In Zürich legte René König Löwiths Buch dem nicht einmal 20jährigen Studenten Jacob Taubes in die Hände. König, bis 1936 Mitarbeiter im Verlag *Die Runde* und „persönlich interessierter Lektor“ von Löwiths Buch *Nietzsches Philosophie der Ewigen Wiederkehr des Gleichen*, hatte – wie Löwith durch den Briefwechsel bis ins japanische Exil unterrichtet war – als einer von zwei ihm bekannten „arische[n] Deutschen[n]“ „ohne Zwang Deutschland 1938“ verlassen: „Einige Jahre sah er [König] den deutschen Dingen zu, bis er sich überzeugte, dass im dritten Reich eine halbwegs menschliche Existenz nicht begründbar sei“.¹⁰ König schrieb Löwith komplexe Briefe, deren Texte sich durch brillante soziologische Analysen und die schlichte Wiedergabe alltäglicher Beobachtungen auszeichneten und den Exilanten auf singuläre Weise mit Informationen über Deutschland versorgten.¹¹ Löwith hat lange Auszüge aus Briefen Königs in seinen Bericht *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933* aufgenommen und von Königs glücklicher Habilitation in Zürich berichtet. König hat seine erst 1975 publizierte Züricher Habilitationsschrift Karl Löwith gewidmet und sich – sehr wahrscheinlich – um die Vermittlung von Löwiths Manuskript in Zürich bemüht; womöglich wurde auch dieses Buch von König lektoriert. Was das Buch schließlich für die intellektuelle Entfaltung eines Studenten in dieser Zeit bedeuten konnte, hat Jacob Taubes seinerseits dokumentiert: „Ein Jahr vorher [1941] war Karl Löwiths *Von Hegel zu Nietzsche* im Europa-Verlag Zürich erschienen. René König, damals Privatdozent für Soziologie, hatte mich auf Löwith aufmerksam gemacht. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen, als ich Löwiths Kurve von Hegel über Marx-Kierkegaard zu Nietzsche begriff. Alles was ich bis dahin zur spiritualen und intellektuellen Geschichte des 19. Jahrhunderts gelesen und gehört hatte, kam mir schal und irrelevant vor. Es wurde mir klar, daß ‚wer die Tiefen des europäischen Gedankenganges von 1830 bis 1848 kennt, auf das meiste vorbereitet (ist), was heute in Ost und West laut wird‘. Es wurde mir durch die Lektüre Löwiths

9 So erinnert sich Curt Riess: Statt einer Buchkritik ... In: Du. Die Zeitschrift der Kultur 31/1971, S. 223 – 227.

10 Karl Löwith: *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933*. Ein Bericht. Mit einer Vorbemerkung von Reinhart Koselleck und einer Nachbemerkung von Ada

Löwith. Neu hrsg. v. Frank-Rutger Hausmann. Stuttgart; Weimar 2007, S. 104.

11 René König: Briefwechsel. Bd. 2/1: Briefe 1919 bis 1953. Hrsg. u. mit einem Nachwort versehen v. Mario König; Oliver König. Wiesbaden 2014.

neuer Interpretation jener Vergessenen und Verschollenen des Vormärz deutlich, daß hier ein Wegweiser zur Orientierung in die Situation des Weltbürgerkrieges unserer Generation zu finden war. Von Löwith bekam ich den Hinweis auf Carl Schmitt, der im 4. Kapitel seiner *Politischen Theologie* die Fronten dieses Weltbürgerkrieges absteckt: ‚Zur Staatsphilosophie der Gegenrevolution‘ hieß dies Kapitel und handelt kurz, aber bündig von Maistre, Bonald und Donoso Cortés.¹² Dass die inspirierende Kraft einer Einsicht nicht zwangsläufig in spontane oder langfristige Zustimmung einmünden muss, versteht sich von selbst. Bereits in Taubes’ berühmter Dissertation *Abendländische Eschatologie* von 1947 findet sich eine intensive Aneignung grundlegender Überlegungen aus *Von Hegel zu Nietzsche*, wobei sich die Aufnahme gerade nicht als reines Einverständnis oder Weiterdenken im Sinne Löwiths beschreiben lässt.¹³ Taubes, der kurz nach Abschluss seiner Promotion nach New York übersiedelte, traf Löwith dort und berichtete seinem Studienfreund Armin Mohler in Zürich davon: „Karl Löwith habe ich von dir erzählt, er ist sich trotz vieler Versuchungen treu geblieben – der einzige.“¹⁴ Mohler, der sich zu diesem Zeitpunkt mit der Fertigstellung seiner auch von Karl Jaspers betreuten Dissertation über die ‚Konservative Revolution‘ beschäftigte,¹⁵ wird sich später mit Löwith in Verbindung setzen und ihm 1950 – nachdem er bereits als Privatsekretär für Jünger zu arbeiten begonnen hatte – angesichts der zweiten Auflage des Buchs *Von Hegel zu Nietzsche* die Frage stellen, warum die Abschnitte über Jünger herausgefallen seien. Diese Frage ist nicht nur interessant, sie macht überhaupt auf diese bemerkenswerte Konstruktion in der ersten Auflage und die markante Korrektur neun Jahre später aufmerksam.

Die Erinnerung Jacob Taubes’ wiederum ist auch deshalb bemerkenswert, weil er dort bezeugt, durch die Lektüre von Löwiths Buch erstmals auf Carl Schmitt aufmerksam geworden zu sein. Wenige Monate nach Schmitts Tod im April 1985 schrieb Taubes an den belgischen Soziologen und Schmitt-Forscher Piet Tommissen: „Während er [Schmitt] von Löwith nur mit Verachtung sprach (kein Grund, ausser dass Löwith C. S. als

12 Jacob Taubes: Carl Schmitt – Ein Apokalyptiker der Gegenrevolution. In: Ders.: Ad Carl Schmitt. Gegenstrebige Fügung. Berlin 1987, S. 8 f.

13 Michael Jaeger: Jacob Taubes und Karl Löwith. Apologie und Kritik des heilsgeschichtlichen Denkens. In: Richard Farber u. a. (Hg.): Abendländische Eschatologie. Ad Jacob Taubes. Würzburg 2001, S. 503.

14 Jacob Taubes an Armin Mohler, Brief vom 27. 12. 1948. In: Herbert Kopp-Oberstebink u. a. (Hg.): Jacob Taubes – Carl Schmitt. Briefwechsel mit Materialien. München 2012, S. 118.

15 Das Interesse Mohlers innerhalb seiner affirmativen Konzeption bezieht sich vorwiegend auf Löwiths Nietzsche-Deutung in *Von Hegel zu Nietzsche*, wobei er Löwith als „außerhalb ihres [der Kyklier] Lagers stehend“ begreift und ihn somit nicht der ‚Konservativen Revo-

lution‘ zuschlägt. Siehe Armin Mohler: Die Konservative Revolution in Deutschland 1918 – 1932. Grundriß ihrer Weltanschauungen. Stuttgart 1950, S. 119. Siehe außerdem sein Fazit: „Der vorsichtige Löwith scheint Ähnliches zu meinen, wenn er davon spricht, daß sich der Anstoß Nietzsches erst in der Gegenwart voll auszuwirken beginne: ‚Erst das 20. Jahrhundert hat das eigentliche Geschehen des 19. deutlich und deutbar gemacht.‘ Doch endgültige Klarheit darüber wird erst der größere zeitliche Abstand bringen. Von der ‚Konservativen Revolution‘ kann auf jeden Fall gesagt werden, daß das in den beiden Behauptungen Ausgesagte zu einem der wesentlichen Ausgangspunkte ihres Denkens wird.“ (Ebd. S. 121) – Wichtige Hinweise hierzu gab Milan Wenner (Freiburg i. Brsg.).

Occasionalist enttarnte!).“¹⁶ In der Tat hatte Löwith bereits 1935 unter dem Pseudonym „Hugo Fiala“ einen Aufsatz über Carl Schmitt publiziert und dieser Abhandlung ein Zitat aus Ernst Jüngers Schriftensammlung *Blätter und Steine* vorangestellt: „In demselben Maße, in dem sich die Rasse verschlechtert, nimmt die Aktion den Charakter der Entscheidung an.“ Ist Jünger damit nicht bloß Garnitur, sondern Quelle wiewohl Ausdruck der von Schmitt forcierten politischen Konzeption, so schreibt und kritisiert auch Löwith beide zugleich und hält fest: „Sein [Schmitts] Gegner ist der liberale Staat des 19. Jahrhunderts, dessen unpolitischen Charakter Schmitt im Zusammenhang mit einer allgemeinen Tendenz des modernen Zeitalters zur *Entpolitisierung* versteht.“ In der Gegenwart des Jahres 1935 ist die Entpolitisierung aufgehoben: Es „[e]ntstand ... im nationalsozialistischen Deutschland ein völlig durchorganisierter Staat, der auch noch das bisher privat gewesene Leben durch Rassengesetze u. dgl. politisiert.“¹⁷ Der Annahme, Löwiths philosophischer Wissenschaft hätten ausschließlich akademische Interessen zugrunde gelegen, widerstreitet nicht nur dieser Text. Wie es in der Folge möglich war, mit Karl Löwith und zugleich mit Carl Schmitt nicht nur zu denken, sondern auch persönlich zu sympathisieren, gehört in das nächste, kaum weniger herausfordernde Kapitel deutscher Ideengeschichte nach 1945. Hier zählt Taubes zu den auskunftsfreudigeren Protagonisten. In einem Text, der aus einem kurz vor Taubes' Tod 1987 geführten Interview hervorgegangen ist, scheinen alle Fäden zusammenzulaufen: Nietzsche und Marx, Löwith und Anders, Heidegger und Schmitt.¹⁸

Die Wirkungsgeschichte von Löwiths großem Buch ist hiermit lediglich angerissen. Sie zu erkunden, ihr ideengeschichtliches Potential zu beschreiben und die philosophischen Interessen Löwiths auf dieser Grundlage weiter herauszuarbeiten, bleibt als reizvolle Aufgabe bestehen. Ein weiterer erster Zugang ergibt sich bereits, wenn man jene Rezensionen liest, die die Redaktionen passierten: In Italien und der Schweiz lasen und rezensierten es der spätere Rechtsphilosoph Norberto Bobbio und der Literaturkritiker François Bondy, in den Vereinigten Staaten besprachen es Leo Strauss und Herbert Marcuse.

II

Wenn Günther Anders mehrfach auf Ursprünge und Genese der Löwiths Buch zugrundeliegenden Positionen, Haltungen und Strukturen abhebt und in nicht unpolemischer Zuspitzung konstatiert, mit dem Buch liege zugleich „eine Biographie von etwa

¹⁶ Jacob Taubes an Armin Mohler (wie Anm. 14), S. 197.

¹⁷ Karl Löwith: *Der okkasionelle Deizisionismus von Carl Schmitt*. Sämtliche Schriften. Bd. 8. Stuttgart 1988, S. 32 f.

¹⁸ In: Florian Rötzer (Hg.): *Denken, das an der Zeit ist*. Frankfurt am Main 1987, S. 305–319.

1920 – 33“ vor, dann interessieren ihn freilich weniger die in den angezeigten Jahren gesammelten, für die Niederschrift des Textes notwendigen Exzerpte und Vorlesungsmitschriften aus Löwiths Freiburger Studenten- und der Marburger Dozentenzeit, die er am 12. Oktober 1936 in Neapel an Bord der *Suwa Mura* rettete und nach Japan transportierte, um sie vor dem Aufbruch zur vorletzten Etappe seiner ‚Weltreise‘, vor der Überfahrt in die Vereinigten Staaten 1941 endgültig zu vernichten.¹⁹

Vielmehr konzentriert sich die von Anders in Teilen lediglich lancierte, dann aber doch mehrfach variiert ausbuchstabierte Vorhaltung auf habituelle und intellektuelle Voraussetzungen, die Reinhart Koselleck in seinem Vorwort zu Löwiths autobiographischem Bericht *Mein Leben in Deutschland* mit der Nüchternheit des Historikers gleichsam in Parenthese eingefügt hat: Bis 1933 stellt Löwiths Werdegang „eine gelungene, wenn auch im Rahmen des Bildungsbürgertums typische Biographie“²⁰ dar. Mit der Annahme also, Löwith habe Teile des Buches „offenbar in den zwanziger Jahren in Deutschland geschrieben“, sucht Günther Anders gewiss keinen ‚neutralen‘ Beitrag zur Genese des Buches zu leisten: Was Anders aller Hochschätzung der – im engeren Sinn zu verstehenden – philosophiegeschichtlichen Rekonstruktionsarbeit zum Trotz nicht unterstützen kann, ist das „Gewand vornehmer Zurückhaltung“, Löwiths „Sich-nicht-Identifizieren mit irgendeiner Bewegung unserer *Zeit*“, schließlich die diagnostizierte „Reakademisierung antiakademischer Tendenzen“. Obschon, so Anders, die „Tendenz zu einer, auch politischen Kritik der bürgerlichen Welt ... bei Löwith bestanden haben“ muss, verfehle das Buch doch entscheidend jenen Anspruch, den die Zeit jedem Kritiker aufgetragen habe. Hinter dieser Kritik steht unüberhörbar die verzweifelte Frage, wie es dazu kommen konnte, dass (zu) wenig bereitgehalten oder erarbeitet worden war, um zu verhindern, was ab 1933 auf singuläre Weise zu Vertreibung und Vernichtung der Juden führen sollte.

In der Tat entspricht die erste und damit weitreichend prägende Phase von Karl Löwiths intellektueller Entwicklung dem Ende des Kaiserreichs und der Entstehung und Auflösung der ersten parlamentarischen Demokratie in Deutschland: Qua Herkunft steht Löwith biographisch und intellektuell zwischen dem fragiler werdenden Bildungsbürgertum und seinen Werten und jenen radikalen Kräften, die gerade zwischen Bewahrung und Revolution schwanken. Von Nietzsche animiert, den existenziellen Reiz des „gefährlich leben!“²¹ zu erproben, von Schopenhauer ermutigt, das „bewusst

19 Siehe Ulrich von Bülow: Reise um die Erde in 18 Jahren. Karl Löwiths Exil. In: Offener Horizont. Jahrbuch der Karl Jaspers-Gesellschaft 1/2014, S. 207.

20 Koselleck: Vorwort (wie Anm. 10), S. X.

21 Der – interpretationsbedürftige – Abschnitt aus dem Vierten Buch der *Fröhlichen Wissenschaft* (Aphorismus 283: „*Vorbereitende Menschen*“) lautet vollständig: „Denn, glaubt es mir! – das Geheimnis, um die größte Fruchtbarkeit und den größten Genuß vom Dasein einzuernten, heißt:

gefährlich leben! Baut eure Städte an den Vesuv! Schickt eure Schiffe in unerforschte Meere! Lebt im Kriege mit euresgleichen und mit euch selber! Seid Räuber und Eroberer, solange ihr nicht Herrscher und Besitzer sein könnt, ihr Erkennenden! Die Zeit geht bald vorbei, wo es euch genug sein durfte, gleich scheuen Hirschen in Wäldern versteckt zu leben! Endlich wird die Erkenntnis die Hand nach dem ausstrecken, was ihr gebührt – sie wird herrschen und besitzen wollen, und ihr mit ihr!“

gewordene Dasein in der Teilnahme an einem es umfassenden Allgemeinen“ zu erweisen, meldete sich der 17jährige Primaner im Oktober 1914 freiwillig zum Heer: „Der Drang zur Emanzipation von der bürgerlichen Enge der Schule und des Zuhause, ein inneres Zerwürfnis mit mir selbst nach dem Bruch meiner ersten Freundschaft ... – solche und ähnliche Motive bestimmten mich, den Krieg als eine Chance des Lebens und Sterbens willkommen zu heißen.“²² Löwith, das geht aus späteren Dokumenten eindeutig hervor, hat die Prägung aus dieser Zeit nie missen wollen und den intellektuellen Reichtum der 1920er Jahre auch gegenüber der „revoltierenden Jugend“ (der ‚68er‘) verteidigt. Zugleich bliebe die Darstellung erheblich verkürzt, wenn nicht auch Löwiths Lern- und Umdenkprozesse diskutiert und hervorgehoben würden. Seine Distanz gegenüber Deutschland konnte er kaum stärker zum Ausdruck bringen, als sich – wenn auch nur in Gedanken – schließlich den Alliierten als Soldat anzubieten. In seinem am 14. Januar 1940 noch im japanischen Sendai als dem zweiten, temporären Exilort abgeschlossenen, dann per Briefpost in die USA verschickten Bericht *Mein Leben in Deutschland* heißt es, bitter entschlossen: „Ich würde heute nicht zögern, im Notfall auch militärische oder politische Dienste auf Seiten von Deutschlands Feinden zu leisten, weil dieses Deutschland der Feind aller Menschlichkeit ist und weil es entschlossen verneint, was an unserm Dasein lebenswert ist.“ Und weiter: „Keine Not und kein Tod der nun in den Krieg verwickelten Deutschen wird mich mitleidend machen mit den Folgen eines Systems, das prinzipiell mitleidlos ist und ein einziger Fußtritt auf die Achtung des Menschen.“²³

Löwith, durch Nationalsozialismus und Faschismus vom Kontinent Europa vertrieben, hätte sich „ohne Hitler wahrscheinlich nie klar gemacht“, Jude zu sein,²⁴ während freiwilliger Kriegsdienst, philosophische Vertiefung bei gleichzeitiger Entsagung jedweden politischen Engagements, mithin all das, was sich spätestens nach 1933 der individuellen Entscheidung und Kontrolle schrittweise entzog, seine Identität und Lebensführung bis dahin wesentlich konstituiert zu haben schienen. Tatsächlich zeigt der Briefwechsel zwischen Löwith und Leo Strauss, wie Thesen, die später in *Von Hegel zu Nietzsche* wieder auftauchen, vor dem Hintergrund der politischen Umwälzungen zum Gegenstand einer engagierten, schriftlich geführten Diskussion werden.

Gewiss: Hier wird noch viel sorgfältiger zu arbeiten sein, wenn man politische Haltungsmuster mit philosophischen Standpunkten im Verhältnis untersuchen möchte. Bemerkenswert ist allerdings bereits, dass für Löwith – wie auch für viele weitere Angehörige seiner Generation – die Bedeutung etwa der Menschenrechte nicht schlechthin

(Friedrich Nietzsche: Die Fröhliche Wissenschaft. Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe. Bd. 3. München u. a. 1988, S. 526 f.)

22 Löwith: *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933* (wie Anm. 10), S. 3.

23 Ebd. S. 15.

24 Karl Löwith an Leo Strauss, Brief vom 25. September 1962. In: Leo Strauss: *Gesammelte Schriften*. Bd. 3: *Hobbes' politische Wissenschaft und zugehörige Schriften – Briefe*. Hrsg. v. Heinrich Meier; Wiebke Meier. Stuttgart; Weimar 2001, S. 689.

auf der Hand lag; hier bedurfte es offenkundig der leidvollen Erfahrungen, um zu einer Einsicht zu gelangen. Am 28. Mai 1933 schrieb Löwith an Strauss: „Es spricht sehr viel gegen die rechten ‚Principien‘ wenn sie faktisch den Geist der Wissenschaft und des deutschen Judentums nicht tolerieren – wobei Sie wissen dass ich keineswegs die ‚liberale‘ und menschenrechtliche ‚Geistesfreiheit‘ vertrete. Ausserdem ist der Faschismus durchaus ein *demokratisches* Gewächs. Warum so ‚gebildet‘ sein und immer gleich in weltgeschichtliche Perspektiven die nächsten Dinge verwandeln und sich an Caesar und Rom erbauen, wo doch das Christentum diesen römischen Geist so gründlich zersetzt hat und auch Georges 3. Reich nicht dasselbe ist wie das von Moeller v. d. Bruck und dieses auch noch himmelweit verschieden von dem der ‚wildgewordenen Spiessbürger‘, wie sie Goebbels genannt hat! Was bisher geschah ist keine ‚Revolution‘ sondern eine radikale Umorganisation und die sogenannte ‚Idee‘ dieser kleinbürgerlichen Umwälzung ist ausschliesslich die völkisch-nationalistische, mit dem Novum der ‚Rasse‘, eine Idee welche man einem Franzosen und Engländer zu verdanken hat – Gobineau und Chamberlain! Aber die Deutschen waren von jeher unfähig die Weltgeschichte ‚wirklich‘ = realistisch zu betrachten, sie treiben stets Geschichts*metaphysik* und darum ist soviel Schwindel dabei: Was Hegel im Grossen machte macht jetzt jeder Professor und Privatdozent im Kleinen und daher verquickt sich die weltgeschichtliche Perspektive wunderbar mit den engsten persönlichen Interessen.“²⁵

Während seiner von 1928 bis 1934 laufenden Marburger Privatdozentur, die sich unmittelbar an die von Martin Heidegger begleitete Habilitation anschloss und durch einen besoldeten Lehrauftrag für Sozialphilosophie aufgewertet worden war, hatte Löwith unterdessen kontinuierlich mindestens zwei Lehrveranstaltungen angeboten, während er zugleich publizistisch produktiv und vielseitig in Erscheinung trat. Noch vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten bemühte er sich bereits ab 1932, mithilfe eines Forschungsstipendiums der New Yorker Rockefeller Foundation nach Italien zu kommen, „um einige Zeit frei zu sein“. Sein der sozialwissenschaftlichen Sektion vorgeschlagenes Arbeitsvorhaben, von Karl Jaspers und vermutlich auch von Heidegger mit Referenzschreiben zur Sache und Person beglaubigt, führte folgenden Titel: „Die faschistischen Staatslehren in Zusammenhang mit dem italienischen Hegelianismus und der Geschichte der modernen, französischen Soziologie.“²⁶ Wenn auch das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ von 1933 den ‚Frontkämpfer‘ durch einen Paragraphen noch verschonen mochte,²⁷ so sorgten die ‚Nürnberger Gesetze‘ im

25 Ebd. S. 627.

26 Karl Löwith an Karl Jaspers, Brief vom 7. Dezember 1932. In: Karl Jaspers Korrespondenzen. Philosophie. Göttingen 2016, S. 498; zum Gutachten: S. 499 f. Siehe auch Martin Heidegger; Karl Löwith: Briefwechsel 1919–1973. Hrsg. u. kommentiert v. Alfred Denker. Freiburg; München, S. 180, 181, 183, 184.

27 Am 13. Mai 1933 hatte Löwith an Leo Strauss geschrieben: „... ein deutsch-jüdisches Emigrantenschicksal wäre das *Letzte* was ich auf mich nehmen wollte und durch die Teilnahme am Krieg bin ich ja beamtenrechtlich zunächst geschützt.“ In: Leo Strauss: Gesammelte Schriften. Bd. 3: Hobbes' politische Wissenschaft und zugehörige Schriften – Briefe. Stuttgart; Weimar 2001, S. 622.

Einklang mit einer willfährigen Marburger Universitätsverwaltung im Herbst 1935 dafür, dass aus dem Forschungsaufenthalt ein vorläufiges, durch Stipendien zum „relativen“ Glück“²⁸ erhobenes Exil wurde.

Nicht zuletzt herausgefordert durch die ausgesprochen problembewusste, reflektiert streitbare, sachlich komplexe, bislang (viel zu) wenigen Lesern bekannte Auseinandersetzung Günther Anders' mit *Von Hegel zu Nietzsche* tritt dieses Buch noch einmal ganz neu auf. Fast als Unmöglichkeit nehmen sich plötzlich jene – zunächst einmal gar nicht unrühmlichen – Etiketten aus, die dem Buch von Auflage zu Auflage tiefer in den Einband geprägt zu sein scheinen: die bisweilen gönnerhaft relativistische Urkunde ‚Klassiker der Philosophiegeschichte‘ hätte Anders so nicht teilen können: in seiner Sicht, so meint man, wäre das zu viel und zu wenig der Löwith zustehenden Ehre.

III

Versöhnlich, fast erlösend, erscheint am Ende einer Meditation über das hier vorgelegte Konvolut die Einsicht, die Günther Anders in seinem umfangreichen Brief vom 26. Januar 1952 an Löwith festhält: „Und wie ungeheuer gut, philosophisch gut, uns allen das Reisen getan hat. Der Philosoph ist eben nicht nur ein Bergwerker, sondern auch ein Seefahrer ...“ Unzweifelhaft als Seitenhieb auf Heidegger gesetzt, mag sich die Feststellung fast trivial als Erfahrung eines ganzen Milieus ausnehmen, doch ändert das nichts an der gravierenden Relevanz für den je Einzelnen. An Bord der *Suwa Mura* hatte Löwith am 29. Oktober 1936 – das Schiff befand sich gerade zwischen Indien und Sri Lanka – ein Telegramm der Universität Tōhoku erreicht, er solle nach seiner Ankunft am 20. November seine Antrittsvorlesung halten; Löwith notierte in sein Tagebuch: „darauf war ich nun freilich nicht gefasst. Ich telegraphierte als Thema zurück: ‚Die Idee von Europa in der deutschen Philosophie der Geschichte‘, wobei Hegels Philosophie der Geschichte im Gepäckraum meine Rettung ist.“²⁹ Etwas über eine Woche später, am 5. November, wenige Tage vor der Ankunft in Hongkong – Löwith wird Hegels *Philosophie der Geschichte* unterdessen aus dem Gepäckraum geholt und erneut auszugsweise studiert haben – notiert er: „Blaustrahlendes Meer, ich arbeite an meiner Antrittsvorlesung und bekämpfe eine Halsentzündung ...“ Einen Tag später folgt dieses Notat: „heftiger Wind, der nachts zum Sturm wird – das Meer vom Monsum gepeitscht, und man wundert sich, dass das Schiff trotzdem so ruhig und gleichmässig vorwärtskommt und die Wogen zerteilt, während man sich auf dem Vorderdeck gegen den andrängenden Wind kaum aufrecht zu halten mag. – Wer kann es heute noch wagen, die Geschichte der Welt

28 Karl Löwith: *Von Rom nach Sendai. Von Japan nach Amerika. Reisetagebuch 1936 und 1941*. Hrsg. v. Klaus Stichweh; Ulrich von Bülow. Marbach 2001, S. 13.

29 Ebd. S. 53.

so wie Hegel eindeutig bis Christus und von Christus und von Osten nach Westen zu konstruieren? Ich arbeite so gut als es geht im Children Room.“³⁰

Die erzwungene Wanderschaft hatte Löwith zweifelsohne philosophisch voran gebracht. Um doch einen Beitrag auf Seiten der Alliierten zu leisten, lieferte Löwith „nationalpsychologische“ Studien über Japan, die auch für die Belange der US-amerikanischen Kriegsführung Bedeutung hatten und einer „Gattung kulturwissenschaftlicher Literatur“ zuzuordnen sind, denen, wie auch Siegfried Kracauers *From Caligari to Hitler* von 1947, eine durchaus langfristig wirksame Bedeutung zugekommen ist.³¹ Löwith selbst halfen die japanischen Jahre auf diese Weise: „Ein paar Jahre im Fernen Osten sind für ein kritisches, das heißt differenziertes Verständnis unserer selbst fast unerlässlich. Alle unsere Begriffe und Worte wie Diktatur und totalitärer Staat, Kaiser und Familie, Treue und Aufrichtigkeit, das Menschliche und das Göttliche haben, auf die Japaner angewandt, eine andere Bedeutung und einen anderen Wertmaßstab.“³² Wer das formuliert, sieht ein, dass die eigenen, in Begriffen und Worten zum Ausdruck gebrachten Maßstäbe und Werte relativ sind, ohne bedeutungslos zu sein. Seine späteren Studentinnen und Studenten zumal in Heidelberg wussten dieses Element, das Löwith von so gut wie allen anderen Hochschullehrern seiner Generation unterschied, durchaus zu schätzen: „Für mich war Karl Löwith viel interessanter. Er kam aus Amerika, wo er wohl nach seiner Japanzeit nicht recht Fuß gefasst hatte, und brachte anderes, auch Freud in die Diskussion ein.“³³

Karl Löwiths Korrespondenz, die zur Herausgabe einer dringend benötigten Ausgabe ausgewählter Briefe derzeit gesammelt wird, zeigt in weiten Teilen einen leidenschaftlichen, informierten Gesprächspartner. Löwiths Briefe an Günther Anders lassen eine Haltung erkennen, die sich in Solidarität und Interesse äußert, dabei weder tiefe Sympathie, gar Freundschaft oder auch nur die vage Nähe des philosophischen Standorts zur Voraussetzung hat. So unvermittelt der Auftakt der schriftlichen Korrespondenz, so abrupt und damit folgerichtig endet das Zwiegespräch zweier Zeitgenossen, die vieles gemein haben und in mehrfacher Hinsicht verschiedener nicht sein könnten. Die auf den ersten Blick zu konstatierenden Ähnlichkeiten – die bürgerliche Herkunft und das nur angedeutete Judentum, ferner das Freiburger Philosophiestudium und das amerikanische Exil – sollte über die Differenz der Lebens- und Philosophieentwürfe nicht hinwegtäuschen.

30 Ebd. S. 67.

31 Siehe Lorenz Jäger: Vorwort. In: Karl Löwith: *Der japanische Geist. Aus dem Englischen von Alexander Brock*. Berlin 2013, S. 5 – 19.

32 Karl Löwith: *Japans Verwestlichung und moralische Grundlage. 1942 – 1943*. In: Ders.: *Der japanische Geist*. Berlin 2013, S. 48.

33 „Alle einte die Erkenntnis, dass auch die Wissenschaften und die Universitäten nicht im alten Stil weitermachen konnten“. Interview mit Helga Jauf-Meyer. In: Petra Boden; Rüdiger Zill (Hg.): *Poetik und Hermeneutik im Rückblick. Interviews mit Beteiligten*. Paderborn 2017, S. 42.